

welchen sie nicht gewachsen war. Gibt er sich manchmal stillen Stimmungen redlich hin, man sehe die „Schnitter“ oder den „Dorfstratsch“, so ist ihm manches hübsche, freilich meistens eher poetische als malerische Bild gelungen. Aber er will sich durchaus zur großen Historie zwingen. Man kennt die Malerei, die vor fünfzig Jahren von Belgien gekommen ist. Geht man im Brüsseler Museum, so kann man ihre Anfänge, ihre Vollendungen betrachten. Sie wirken auf den heutigen Geschmack nicht mehr, der im Gemälde weder Gedanken noch Erzählungen sucht, sondern nur die Musik der Farbe hören will. Sieht man sie unbefangen an, so wird man sich doch ihrer Macht nicht entziehen können: sie haben eine politische Leidenschaft, die unwiderstehlich ist; es wird einem, als würde man eine Rede von Kossuth lesen. Es ist nicht das Bild, das wirkt, aber hinter ihm fühlen wir einen Mann von solcher Ekstase, daß wir ihn beneiden. Wir fühlen: wenn auch uns diese alte Historie nichts mehr zu sagen hat, jenem Maler muß sie doch sehr viel gesagt haben: er hat sie mit zorniger Seele, ja mit den höchsten Begierden seines Gemüthes gemalt. Das ist es, was Brozik fehlt. Ihm merkt man es immer gleich an, daß ihm alle diese lauten und gewaltigen Historien doch nichts sind; er hat selber keine Beziehungen zu ihnen, er stellt sie bloß auf, weil es der Manager will. Er thut es mit Fleiß, ja Gelehrsamkeit, nicht ohne Geschmack und einen gewissen Tapezierer-Sinn für Faltenwürfe, und man kann eigentlich gar nichts einwenden, als daß eben alle diese schönen Sachen noch immer keinen Maler geben — die kann am Ende der Herr Wachtel vom Raimundtheater auch.

Zum Troste sucht man dann unsere paar Talente auf und sieht sich nach Engelhart, Goltz, Delug, Penz und Krämer um. Goltz und Engelhart fehlen, die anderen sind mit unansehnlichen Proben da. Vor der Collection des Herrn Carl Hessner mag man eine Zeit verweilen, eines Deutschen, der lange in England, dann in Italien gelebt hat, in guten Schulen manches profitierend. Er hat eine wunderliche, ein bisschen gezierte, recht englische Manier, feine und elegante Stimmungen etwas präcise auszudrücken; er scheint beim Malen niemals die Hand-schuhe auszuziehen. Noch länger, noch lieber wird man in dem Saal verbleiben, der die vierundzwanzig Arbeiten von Dettmann enthält: hier ist man doch in der Gegenwart. Um alle Dinge der heutigen Malerei hat sich dieser behende Berliner bemüht, nicht umsonst hat er Raffaelli, Besnard und Ludwig von Hofmann gesehen, von jedem ist an ihm etwas hängen geblieben. Er möchte alles, was in den letzten fünf Jahren die Malerei sich vorgenommen hat. Schade, daß er es leider doch immer nur möchte. Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

In seiner Rede zur Befürwortung des Czartoryski'schen Fideicommisses berief sich Minister Dr. Ritter besonders emphatisch auf die „Pflichten des Besitzes“. Darnach scheint für Herrn Dr. Ritter die „vornehmste“ Pflicht des Besitzes darin zu bestehen, den Besitz, den man einmal erworben, mit allen Mitteln — zu behalten. Das ist die polnische Auffassung von den Pflichten des Besitzes, und man wird zugeben, daß, nach dieser, allerdings nur nach dieser, die polnischen Plutokraten den Pflichten des Besitzes in vollstem Maße entsprechen.

Die Vertheidiger dieses Fideicommisses haben sämtlich rühmend hervorgehoben, daß es sich dem Fideicommissstifter darum gehandelt habe, große Schätze „für ewige Zeiten der Nation zum Nutzen und Frommen zu schenken und zu sichern.“ Da der Fideicommissstifter aber die Vorsicht gebraucht hat, nicht nur sein Museum, sondern auch einige Landgüter, die das vielfache des Museums wert sind, in das Fideicommiss einzubeziehen, hätte es die Gerechtigkeit geboten, daß er auch diese, die Landgüter, „der Nation zum Nutzen und Frommen geschenkt und gesichert“ hätte. Was aber der edle, doch nicht minder vorsichtige Mann unterlassen hat.

In seiner Vertheidigungsrede für dieses Fideicommiss hat der polnische Abgeordnete Dr. Rutowski von der „Unsolidität des rein privaten Besitzes“ gesprochen. Herr Dr. Rutowski, der selbst kein Fideicommiss hat, muß wohl sehr traurige Erfahrungen mit seinem „rein privaten Besitz“ (oder dessen Gegentheil) gemacht haben. Es wird ihm deswegen gewiß ein, wenigstens theoretischer, Trost sein zu erfahren, daß in den Händen anderer Leute auch der „rein private Besitz“ die „Solidität“ durchaus nicht ausschließt.

Herr Dr. Rutowski und auch die anderen polnischen Fideicommiss-Redner versicherten einmüthig, daß Galizien noch viel zu wenig Fideicommisses habe. Dieser Gedanke hat mich diese Woche sehr niedergedrückt, und ich habe heftig auf angemessene Abhilfe gesonnen. So leicht ist die Sache nicht, da doch, nach den herkömmlichen Begriffen wenigstens, zu einem Fideicommiss ein, sogar ansehnlicher, Vermögensbesitz gehört, den schließlich nicht alle Leute haben, am wenigsten in Galizien. Aber ich bin auf eine Idee verfallen, wie man trotzdem dem tiefgefühltesten Bedürfnis der Redner aus Galizien Rechnung tragen und die Fideicommisses in Galizien ordentlich vermehren könnte. Die Polen — ich spreche natürlich immer nur von der herrschenden Classe — können bekanntlich in zwei große Kategorien eingetheilt werden: Polen, welche Vermögen haben, und Polen, welche Schulden haben, von denen sie leben. Für die ersteren ist die herkömm-

liche Form der Vermögens-Fideicommisses völlig ausreichend. Für die zweite Kategorie muß eine neue, specifisch polnische Art von Fideicommisses geschaffen werden — und das ist meine Idee: — die Schulden-Fideicommisses. Sobald ein Pole mehr Schulden hat, als Haare auf dem Kopf, mit anderen Worten so viel Schulden, als er absehbarer Weise nie in seinem Leben bezahlen kann, werden diese in ein Schulden-Fideicommiss vereinigt. Die Schulden gehören dann nicht mehr ihm, dem einzelnen, sondern der gesammten Familie, die Schulden werden — das ist die Hauptsache — nicht mehr bezahlt, sondern erben sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, und der jeweilige Erbe, d. i. der Schulden Fideicommiss-Besitzer ist nicht berechtigt — das ist das Fideicommiss-„Band“ — den ererbten Schuldenstand irgendwie zu verringern, wohl aber das Fideicommiss durch neue Schulden zu vergrößern. Auf diese Art wäre dem von Dr. Rutowski und den anderen polnischen Rednern so lebhaft beklagten Uebelstand der geringen Anzahl von Fideicommisses in Galizien bald abgeholfen, da sich sicherlich unter den Polen genug Leute finden werden, die doch wenigstens soviel Schulden haben, um den Wunsch zu hegen, sie durch fideicommissarische Bindung auf spätere Geschlechter übertragen zu können und so die Zahl der Fideicommisses — der Schulden-Fideicommisses — in Galizien zu vermehren. Diese Idee ist mein geistiges Eigenthum. Aber ich bin selbstlos genug, um sie hiemit für mich und meine Nachfolger rechtsgültig „der polnischen Nation zum Nutzen und Frommen zu schenken und zu sichern“.

In seiner Börsensteuerrede warnte der Finanzminister Herr von Bilinski die Zeitungen, daß sie nicht durch ungünstige Darstellungen unserer politischen Zustände den Credit Oesterreichs im Auslande schädigen mögen. Du lieber Gott, das können wir doch vor dem Ausland auch nicht ableugnen, daß gegenwärtig in den Centralstellen unserer Verwaltung die Polen wirtschaften und das genügt doch. Unter polnischer Herrschaft kann Oesterreich auf die Dauer naturgemäß nicht mehr Credit genießen als — Galizien.

Dem Abg. Herrn Dr. Ruß war es höchst peinlich, als ihm, nachdem er sich, gelegentlich seines Zeitungsstempel-Dringlichkeitsantrages auf seine langjährige principienfeste Zeitungsstempel-Feindschaft soviel zugute gethan hatte, der Abg. Dr. Pacak aus dem stenographischen Protokoll nachwies, daß der principienfeste Dr. Ruß noch vor zwei Jahren gegen die Abschaffung des Zeitungsstempels gestimmt hat. Wie wir hören, beabsichtigt Herr Dr. Ruß, in Folge dieses unerwünschten Vorfalls, demnächst im Abgeordnetenhaus den folgenden neuen

Dringlichkeitsantrag

einzubringen.

„Das hohe Haus wolle beschließen:

„Die stenographischen Protokolle werden vernichtet, da ihre Lectüre nur geeignet ist, durch Vergleichung früherer Thaten mit späteren Worten, die Wähler zum Hass und zur Verachtung gegen Minister, Ministercandidaten und sonstige Abgeordnete aufzureizen.“

Wie ich höre, soll der Herr Hofrath v. Galban insolge meiner vorwöchentlichen Notiz mehrere Nächte schlaflos verbracht haben. Thut mir leid. Ein Schlafmittel ist die „Zeit“ nie gewesen. Allen Freunden einer schlafregenden Lectüre kann ich nur aufs wärmste empfehlen, ein anderes Blatt ins Bett zu nehmen als die „Zeit“.

Volkswirtschaftliches.

Die Einführung der erhöhten Börsensteuer wird wohl vertagt werden. Denn mit der Erhöhung ist es kaum jemandem Ernst gewesen; das plötzliche stürmische Verlangen nach diesem Gesetzentwurf ist nicht durch meritorische Gründe hervorgerufen worden, zu dem Zwecke dem Staate neue Einnahmsquellen zu eröffnen, sondern unsere Volksvertreter wollten mit dem stolzen Bewußtsein wieder einiges leeres Stroh gegen die Börse gedroschen zu haben, vor ihre Wähler treten. Vielleicht war es daher ganz vernünftig von der Regierung, daß sie sich dieses Gesetz „auf Lager“ votieren ließ und es damit unschädlich machte, so daß den Abgeordneten ein populäres Schlagwort für die nächsten Wahlen entzogen wurde. Dieser ganze Sturm im Wasserglase hatte seinen Ursprung in der großen Frage, daß die Steuer die schon seinerzeit zu hoch präliminirten drei Millionen einbringen würde. Wahrscheinlich wäre es nicht der vierte Theil geworden. Zu besteuern pflegt man im allgemeinen ein wirklich vorhandenes Steuerobject, in diesem Fall den Effectenumsatz; daß man aber die Erhöhung der Steuer auf eine — man kann sagen — nicht vorhandene Materie verlangt, das war der Weisheit unserer Volksvertreter vorbehalten. Auch widerspricht es jeder Steuerpolitik, daß man Gewerbetreibende, welche sich in Nothlage befinden, mit erhöhten Steuern belastet und ihnen dadurch ihre Existenz erschwert. Und deshalb, obwohl die Börsensteuer in Oesterreich sehr niedrig ist, ist es zweckmäßig und geradezu selbstverständlich, daß man mit der Erhöhung wartet, bis die Erwerbsverhältnisse des Vermittlerstandes an der Börse wieder günstiger sein werden, was freilich unseres Erachtens nicht so bald der Fall sein wird.

Hoffentlich wird nun auch die „Krankheit“ der Börse etwas weniger Raum in der öffentlichen Discussion einnehmen, als in der letzten Zeit, und man wird aufhören die gegenwärtige Geschäftslosigkeit der Börse zu einer öffentlichen Calamität aufzubauen. Die Krankheit besteht darin, daß ein großer Procentsatz der Börsebesucher, der Commissionsfirmen, der Coullisse und der Agenten, kurz der Vermittler, im Krach und seither ihr Geld verloren haben und daß ihnen in Folge der Absinenz des Publicums vom Börsenspiel die Erwerbsmöglichkeit genommen ist. Das mag sehr bedauerlich sein für diese paar hundert Menschen und ihre Angehörigen, sowie für die Hilfskräfte, die sie verwendet haben und die brodblos geworden sind. Sie haben Anspruch auf Mitleid und Schonung, und es ist